



Mit der Urubambabahn zum Startpunkt des Inkatrails

Die Rückkehr der Geschichte in die Natur

Auf dem Inkatrail nach Machu Picchu

Die Geschichte Machu Picchus und seiner Entdeckung ist fast so spannend wie der Machu-Picchu-Trail selbst. Mutmaßungen über eine verborgene Stadt der Inka hatte es von spanischer Seite gegeben, seitdem sich Manco Inka mit seinen Anhängern in die Tiefen der Urubamba- und Vilcabamba-Kordilleren zurückgezogen hatte. Generationen spanischer Abenteurer hatten sich aufgemacht, diese sagenhafte Stadt zu suchen, doch alle Unternehmungen waren fehlgeschlagen. Trotzdem verschwand der Mythos von einer vergessenen Inkastadt „Vilcabamba“ nicht aus der kollektiven Erinnerung. Er wurde, ähnlich wie die

Kunde von El Dorado und den sieben goldenen Städten von Cibola, zur Legende.

Dort verblieb sie über dreihundert Jahre, bis im 19. Jahrhundert eine Serie archäologischer Entdeckungen die geschichtliche Fantasie der Völker neu beflügelte. Schliemann entdeckte Mykene und Troja, Evans grub das Labyrinth von Knossos aus, und Stephens und Catherwoods Reisen durch die Dschungel Mittelamerikas führten zur Wiederentdeckung der Maya-Welt. Auch in den Kernräumen des alten Inkareiches erschienen bald europäische und amerikanische Hobbyhistoriker auf den Spuren der Geschichte, unter ihnen der Franzose Charles Wiener, der 1875 bis zu den Ruinen von Ollantaytambo ins Urubamba-Tal vordrang, wo er von Einheimischen detaillierte Hinweise auf weitere Ruinen bei "Huayna Picchu" und "Machu Picchu" erhielt. Aber so sehr er auch suchte, er wurde nicht fündig und gab auf.

1891 erschien eine neue Expedition im Urubamba-Tal, deren Zielsetzung jedoch nicht wissenschaftlicher, sondern infrastruktureller Natur war. Um die landwirtschaftlichen Erzeugnisse Quillabambas schneller nach Cusco bringen zu können, machte man sich daran, einen Maultierpfad durch die Urubambaschlucht anzulegen. Es war dieser Maultierpfad, der es dem 36jährigen Amerikaner Hiram Bingham im Jahre 1911 ermöglichte, weiter in den Urubamba-Canyon einzudringen als Wiener. Etwa in der Gegend, in der sich heute die Eisenbahnstation von Calientes Aguas befindet, erhielt Bingham von dem ortsansässigen Maultiertreiber Melchior Arteaga einen vagen Hinweis auf ausgedehnte Ruinenfelder auf einem Bergsattel gleich oberhalb des Lagers. Obwohl kaum jemand dem Eseltreiber glaubte, machte sich Bingham zusammen einem peruanischen Polizisten auf den Weg, um die besagte Stelle in Augenschein

zu nehmen.

Schon knapp vierhundert Meter oberhalb des Maultierlagers traf Bingham auf eine Ruine und einige Indios, die ihm erzählten, nur wenige hundert Meter weiter gäbe es noch mehr zu sehen. Bingham folgte diesen Hinweisen und entdeckte ein Ruinenfeld, dessen Größe ihm den Atem verschlug. "Plötzlich befanden wir uns mitten in einem vom Dschungel bedeckten Gewirr aus kleinen und großen Mauern, aus Gebäuden und Gestein, die mit größter Sorgfalt behauen und ohne Bindemittel wunderbar aneinandergepasst waren", berichtete Bingham in seinen Erinnerungen. „Eine Überraschung folgte der anderen, bis uns klar wurde, dass wir uns inmitten von Ruinen befanden, wie sie großartiger kaum je in Peru gefunden worden waren. Es schien fast unglaublich, dass diese nur fünf Tagesreisen von Cusco entfernte Stadt so lange unbekannt geblieben sein sollte.“

Die Entdeckung Machu Picchu machte Hiram Bingham weltberühmt, auch wenn sich nahezu alle seine Mutmaßungen über die Geschichte des Ortes als falsch erweisen sollten. Er fand kein Gold, und das sagenhafte Vilcabamba entdeckte man an einer anderen Stelle - übrigens auch ohne die erwarteten Schätze. Zunächst gab es nichts weiter als ein völlig überwachsenes Ruinenfeld, für dessen Freilegung und Rekonstruktion die Forscher fast ein ganzes Jahrzehnt benötigten.

Schnell wurde klar, dass ein so großer Ort wie Machu Picchu, selbst wenn er nur eine kurze Zeit bewohnt gewesen war, nicht völlig isoliert existiert haben konnte. Schon im Jahre 1915 entdeckte Bingham während einer zweiten Expedition die Überreste einer alten Inkastraße, die von Machu Picchu weg in die Berge führte. Sie entpuppte sich als eine jener unzähligen Inkastraßen, die während der Blütezeit des Reiches mit einer

Gesamtlänge von vielen tausend Kilometern nahezu den gesamten Andenraum vom südlichen Kolumbien bis ins nördliche Chile erschlossen hatten. Dieses Straßennetz wurde oft mit dem römischen Straßensystem verglichen, was jedoch in die Irre führte, denn die Inka-Straßen unterlagen bei weitem nicht der Belastung der römischen Verkehrswege, es genügte deswegen oft ein nur ein bis zwei Meter breiter, grob gepflasterter Pfad, der - da der Gebrauch des Rades für den Gütertransport im Inkareich unbekannt war - bei Steigerungen einfach in eine Treppe überging.

Von der Entdeckung der Inkastraße bis zu ihrer völligen Wiederherstellung war es allerdings ein langer Weg. Erst der sogenannten Viking-Expedition unter der Leitung des Archäologen Paul Fejos gelang es 1941, den gesamten ca. vierzig Kilometer langen Pfad freizulegen. Parallel zur Freilegung der Königsstraße wurde der Bau einer Eisenbahnlinie durch die Urubambaschlucht vorangetrieben. Nach ihrer Fertigstellung entstand 1948 eine 12 km lange Serpentinstraße von der Bahnstation von Aguas Calientes bis zum Sattelberg von Machu Picchu, die es den Eisenbahnreisenden von nun an ermöglichte, die Ruinen Machu Picchus ohne die Plagen einer mehrtägigen Wanderung zu besuchen. Diese Straße war von abstoßender Hässlichkeit, weil sie in einem Akt unverständlicher Naturbarbarei einen Großteil der einzigartigen Bergkulisse verunzierte.

Es dauerte nicht lange, da wurde die freigelegte Inkastraße als Wanderweg entdeckt. Trecker schwärmten von einem kaum überbietbaren Gleichklang von Natur und Geschichte und veröffentlichten ihre Erfahrungen in Reisebüchern. Bald entstanden die ersten Agenturen in Cusco, die Maultiere und Guides für die Wanderung anboten, ehe sie schließlich die klassische viertägige

Wandertour etablierten. Spätestens ab den 1990er Jahren galt die Absolvierung des so genannten „Inka-Trails“ mit dem abschließenden Finale in der versunkenen Stadt als Höhepunkt jeder Südamerika-Reise. Soweit die Theorie. Wie aber sah die konkrete Reise aus?

*

Diese konkrete Reise begann im Nahverkehrszug von Cusco nach Quillabamba. Als ich ihn in aller Frühe, zusammen mit Lena und Tom sowie mit Felipe, unserem Führer, bestieg, waren die Abteile überfüllt, und niemand dachte im Traum daran, für die Gringos mit einer kaum lesbaren Platzreservierung den Platz zu räumen. Kleinkinder und Hühner in Käfigen lagen auf den Gepäckballen herum, die die Durchgänge versperrten. Energische Indiofrauen hockten vor jedem Ausgang, jeder Toilette und Durchgang und ordneten die verschiedenen Lagen ihrer Schürzen, unter denen sie die Einnahmen des Markttages sicher nach Hause bringen würden. Halb verwundert, halb neidisch blickten die Halbwüchsigen auf die Backpacker, ihre Rucksäcke, ihre Kamerataschen und die frisch erworbenen Indiohüte, die in dieser Umgebung daherkamen wie unfreiwillige Selbstkarikaturen. An jeder Station drängten neue Passagiere mit ihrem Gepäck in die Abteile. Große Ballen Coca-Blätter, in Packpapier eingewickelte Schweine- und Rinderstücke, Körbe voller Brennholz, Gemüse oder Textilien wurden mit unbezwinglicher Beharrlichkeit von ihren Trägern Zentimeter für Zentimeter durch die Gepäckhügellandschaft bugsiert. Hier kollidierten sie mit ebenso beharrlich vorwärtsdrängenden Gegenströmungen aus dem anderen Waggoneingang zu menschlichen Knoten, von denen man schon vor einer Stunde hätte schwören können, sie seien nicht

mehr enger zu schnüren. Aus den Tiefen dieses immer konsistenteren Mensch-Tier-Gepäckgemisches tauchten Hände auf, von denen man sich fragen mochte, zu welchen Körpern sie gehörten, nestelten an Gepäck und Taschen herum und verschwanden wie Geisterhände, wenn man nach ihnen greifen wollte.

Nach einer mehrstündigen Fahrt, während der auch der gutwilligste Tourist mehr über das Nord-Süd-Gefälle lernen konnte als in jedem „Dritte-Welt-Workshop“, stoppte der Zug am Kilometerstein 88, genau an jener Stelle, an der Bingham im Jahre 1915 den Beginn des Königsweges nach Machu Picchu entdeckt hatte. Nur wenige Minuten blieben den Rucksackreisenden, um über Gepäck und Menschenberge das Freie zu erreichen, dann entschwand der Zug hinter der nächsten Biegung der Urubambaschlucht.

Die internationale Traveller-Gemeinde, die hinter der Hängebrücke über den Urubamba die Eintrittskarten für den Machu-Picchu-Nationalpark löste, bestand an diesem Tag aus einem demografischen Querschnitt der Backpackerkultur, d.h. aus zwei Dutzend US-Amerikanern und Kanadiern, Europäern und vier Japanern, die mit der akkuratesten Ausrüstung zur Bergwanderung angetreten waren. Aber ganz gleich, ob Kanadier, Deutscher oder Franzose - keiner der Bergwanderer musste die umfangreiche Ausrüstung, die für den mehrtägigen Trek erforderlich war, selbst tragen. Um zu verhindern, dass der Natur- und Kulturgenuß unter vorzeitiger Erschlaffung litt, waren junge Männer aus Cusco mit von der Partie, die in einer Personalunion von Führer, Koch und Träger für ein hinreichendes Bequemlichkeitsniveau sorgten. Doch auch die smarten Guys aus Cusco wussten sich vor allzu schweißtreibendem Einsatz zu schützen. Wie in der internationalen

Weltwirtschaftsordnung, in der manche Lasten vom reichen Norden an die Eliten der Entwicklungsländer und von diesen an die einheimische Bevölkerung weitergegeben werden, standen bald kräftige Indios am Wegesrand, die bereit waren, für kleines Geld so unglaubliche Gepäckmengen zu schultern, dass in unseren Breitengraden jedermann den Tierschutzverein benachrichtigen würde, wollte jemand einem einheimischen Esel vergleichbare Lasten aufbürden. Aber das schlechte Gewissen, das den einen oder anderen



Felipe auf dem Inka-Trail

Trecker beim Anblick der überlasteten Träger überkam, verfloß spätestens, wenn hinter Huayllbamba der schweißtreibende Aufstieg in die Bergwelt begann.

Drei Tag dauerte unsere Wanderung durch die dünne Hochandenluft, während der wir in eisigen Nächten in der Nähe des Schnees schliefen und in einer Höhenlage von ca. 2.000 bis 4200m drei Pässe meistern mussten. Wir passierten Bergseen und Inkaterrassen, lagerten an

Wasserfällen und Ruinen und bestaunten aus der Ferne die schneebedeckten Gipfel des Veronica (5.750m), des Pumasillo (ca 6.000m) und des Salcantay (6.270m).

Mit Felipe, unserem Guide, hatten wir es gut getroffen. Sein Tempo war genau richtig, die Gepäckmengen, die er unseren beiden Indioträgern aufbürdete, nicht zu schwer, und er kannte den Weg wie seine Westentasche. Felipe und die beiden Träger transportierten Zelte, Nudeln und Reis, Hühnchenfleisch, Konserven, hartes Brot, Konfitüre, Käse, Kaffee und Tee samt Kochgerät und Kartuschen. Wasser wurde unterwegs aus fließenden Bächen entnommen, und unser persönliches Gepäck und die ISO-Matten mussten wir selber tragen.



Erster Übernachtungsplatz

Schnell spielte sich ein Tagesrhythmus ein, bei dem auf das frühe Aufstehen Kaffee und Frühstück folgten, dann die Wanderung mit einigen Pausen, ehe am frühen Abend unsere Zelte aufgebaut und das Abendessen gekocht wurde. Viel war es nicht, was es zu essen gab, aber es reichte, da man in großer Höhe wenig Hunger hatte.

Da ich einige Tage bereits in Cusco verbracht hatte, war ich einigermaßen akklimatisiert und kam mit den Pässen gut zurecht, ganz anders als Toms Freundin Helen, die unter starken Kopfschmerzen litt und am Ende ihr ganzes Gepäck auf Felipe und seine beiden Träger verteilen musste. Da die Richtung durch den Pfad vorgegeben war, konnten wir uns nicht verirren, so dass jeder für sich ging, die Aussichten genoss und seinen Gedanken nachhing. Ich machte während der Wanderung eine Erfahrung, die bereits viele Wanderer gemacht hatten. Das Gehen beruhigte den Körper, die Schönheit der Umgebung tat der Seele gut. Manchmal war ich von Staunen und Hochgefühl erfüllt, meistens aber von Dankbarkeit, diesen Weg gehen zu können.

Wie nach einem perfekten Drehbuch durchkomponiert, führte uns der Inkapfad zu insgesamt fünf Ruinenstätten, jede einzelne noch eine Spur eindrucksvoller als die vorhergehende, ehe wir bei der Ankunft in Machu Picchu das Finale erlebten. Die Ruinen von Llactapata lagen noch in der Nähe besiedelter Gebiete. Gebäudereste umgaben halb verfallene Terrassenabhänge, die von den ansässigen Indios noch immer für den landwirtschaftlichen Anbau genutzt wurden.

Runcuracay erreichten wir am zweiten Tag nach der Passage eines 4.200 m hohen Passes. Die Ruinen bestanden aus einigen, für die Inka-Architektur untypischen Rundbauten. Wahrscheinlich hatte es sich um einen Beobachtungsposten gehandelt, von dem aus das gesamte Pacamayo-Tal kontrolliert werden konnte. An diesem Tag glich das Ruinenfeld allerdings einem Sammelager erschöpfter Wanderer. Manch einer war ersichtlich am Ende seiner Kräfte und mochte sich fragen, welche Selbstüberschätzung ihn in diese Bergwelt geführt hatte.

Nach der Rast in Runcuracay ging es über einen steilen

Abstieg in das Tal des Pacamayo-River hinab. Hier wartete bereits der zweite 4000m-Pass auf seine Bezwin-ger. Längst hatte sich das Feld der Wanderer auseinandergezogen. Jeder ging sein Tempo, um sich am Abend wieder mit der Gruppe zu treffen.

Hinter dem zweiten Pass und schon in Sichtweite des Aufstiegs zum dritten Pass über eine Höhe 3.600m, lag die Festung Sayacmarca. Sie war mit ihren Mauern und Zinnen eindeutig auf Verteidigung ausgerichtet, ihr mehrstöckiges Gemäuer war über und über bemoost, ein Stück Geschichte auf dem Rückweg in die Natur.

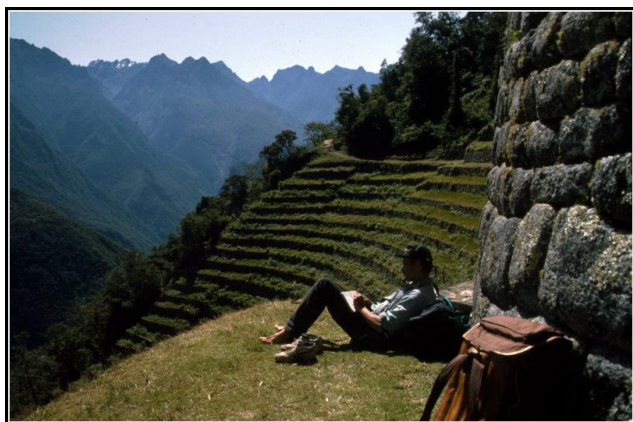


Puyupatamarca

In der Abenddämmerung des zweiten Tages überquer-ten wir den letzten Pass und erreichten Puyupatamarca, eine Terrassen- und Tempelanlage in dreieinhalbtau-send Meter Höhe. In Puyupatamarca, dessen Stufenar-chitektur fast die Pyramiden Mittelamerikas erinnerte,

waren jene landwirtschaftlichen Erzeugnisse angebaut worden, die die Versorgung der Garnisonen an der Königsstraße sichergestellt hatten. Die von den Höhen der Berge herabfließenden Gebirgsbäche waren in der Inkazeit in ummauerten Steinmulden gesammelt und über Kanäle auf die Felder weitergeleitet worden.

Huinay Huayna, bereits von Puyupatamarca mit dem Fernglas zu erkennen, lag inmitten einer zerklüfteten Bergwelt. Am östlichen Ende der amphitheatralisch angeordneten Ackerterrassen befanden sich die Überreste der kleinen Siedlung Huinay Huayna, umgeben von einer Sphäre der Fruchtbarkeit und Stille. Ähnlich wie die Ruinen von Machu Picchu waren auch die Überreste von Huinay Huayna bei der Ankunft der Viking-Expedition im Jahre 1941 von dichtem Pflanzenbewuchs bedeckt gewesen, und die letzten Freilegungsarbeiten waren



Wanderer rastend in Huinay Huayna

erst vor einigen Jahre abgeschlossen worden. Huinay Huayna war zweifellos bis zu diesem Punkt des Weges die schönste Inkaruine, und doch wurde der Ort nur von einer Minderheit der Trecker näher in Augenschein genommen. Die Anlage, die nur wenige Minuten abseits vom Inkapfad lag, stand kurz vor dem Ende der Wanderung ganz im Schatten der Ankunft in Machu Picchu.

Wenige Kilometer nach Huinay Huayna führte der Pfad, der sich bereits an der Bergrückseite des Machu Picchu, des „alten Berges“, entlangwand, über eine steile Treppe zum Eingangstor in die verlorene Stadt. Dann war es endlich so weit. Ich trat durch das Sonnentor und erkannte sofort den weltbekannten Umriss des Huayna Picchu, des „jungen Berges“ und zu seinen Füßen in der Ferne die berühmten Ruinenfelder.

Der erste Blick war beeindruckend und beklemmend zugleich. Beeindruckend, weil sich das gesamte Panorama auf einen Blick erschloss: wie der Umriss eines geduckten Jaguars vor den Sprung ragte der Huayna Picchu vor schnurgeraden Terrassen, Häusergiebeln, Tempeln, Wohn- und Prozessionsflächen in den Himmel. Beklemmend, weil dem Gesamtblick vom Sonnentor aus auch die Keulenschläge nicht verborgen blieben, mit denen der Mensch an diesem Ort die Natur traktiert hatte, um durch eine Zick-Zackstraße den Touristen den Zugang von der Eisenbahnstation zur heiligen Stadt zu ermöglichen.

Sieben Kilometer waren vom Sonnentor aus noch zu wandern, die Ruinen von Machu Picchu beständig im Blickfeld. Im Zuge des Näherkommens verschwand der Anblick der hässlichen Bingham-Road, und mir war, als entwickle das perfekt geframte Bild der heiligen Stadt einen Sog, der mir neue Kräfte gab. Als ich den engeren Bezirk der Stadt bei den großen Terrassen erreichte,



Machu Picchu



Ich setzte ich mich auf einen der zahlreichen Findlinge und ließ das Bild auf mich wirken. Alles an diesem Ort erschien notwendig, vollkommen, nicht kontingent: die Winkel der Gebäude, die Größe der Plätze, die Umrisse der Berge, die Schatten, die Wolken, die Schlucht. Die Einzelelemente der Stadt, die Akropolis von Machu Picchu, der große „Plaza Principal“, die Bäder, die Sakristei, das Viertel der Handwerker und das „Haus der Prinzessin“ verbanden sich zu einem Gesamtbild stimmiger Harmonie. Im Angesicht der Vollkommenheit aber blieb das Rätsel dieser Stadt. Warum war diese schönste aller Inkastädte in den abgelegenen Tiefen der Urubamba-Kordillern erbaut worden? Warum sie schon zu Zeiten Atahualpas und Huascars, also noch vor der Ankunft der Spanier, vergessen worden? Vielleicht war einmal von Machu Picchu eine Sezession ausgegangen, ein Aufstand, nach dem die Kunde von der abtrünnigen Stadt aus der mündlichen Überlieferung getilgt worden war. Vielleicht hatte es sich um eine exklusive Erholungsresidenz des Großinkas Pachacutec gehandelt, eine Art Fatehpur Sikri auf peruanisch, aufgegeben wie jenes nach dem Tode des Herrschers. Vielleicht war sie auch nur eine Kontrollstation für die Handelsbeziehungen ins Tiefland gewesen. Vielleicht ein geheimes astronomisches oder esoterisches Zentrum?

Wahrscheinlich waren es nicht zuletzt diese unlösbaren Rätsel, die wie Schleier den Ursprung der Stadt verbargen, die dem Ort einen mythischen, fast außergeschichtlichen Charakter verliehen. Das Geheimnis umgab die Schönheit der Stadt wie ein Hof, und inmitten der Stille, die gleich einer immerwährenden Naturandacht über den Urubamba-Kordillern lag, blieb Machu Picchu als der steingewordene Archetypus der Legende ein ungelöstes Rätsel.